

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 16. November 1916

Der C-hepatron.

(Geschichte aus Tirol, von Karl Wolf.)

Wie der St. Martinus der Patron der Reiterleute ist, der St. Leonhard für Hof und sonstig Vieh mit Hufbeschlag, Sta. Cäcilia für die Kirchen und der St. Florian für himmlischer Feuerwehrt, so haben Leute, denen was in Verlust geraten ist, den heiligen Antonius zum Patron.

Wenn die Bäuerin ihren Fingerhut verloren hat, so seufzt sie: „O heiliger Antonius, hilf mir den verfluchten Fingerhut finden.“

„Hör' auf, du gottlose Otter, du!“ fuhr die Kramer-Leni auf's Roserl ein. „Geh, du giftige Otter! Hast du glaubt, der neue Schullehrer 'sell werd' si in di' verschauen. Da muach ma aber nit so a Zirbennüßelg'sicht haben, wie du.“

„Geh, halt's Maul“, eiferte die Angegriffene dagegen. „Dein G'sicht schaut eh' aus, wie a anbrennte Milchsuppen.“

„Hein seid's geht“, schalt die Vorsitzende dieser sonderbaren Versammlung, die heiligen im Himmel hören so a nichtsnutzigs G'wasch nit? Mir sein da'sammmentumen in einer ernstlichen Sach' und nit, einander die Buach'n unter d' Rafen zu reiben. Wadann horcht's auf. Mit'n Antoni, das secht's ein, geht die Sach' nimmer, dös muß anderst werden. Wir wählen uns ein' ander'n Patron.“

Allgemeinen Beifall sollte man der Antragstellerin; nur zwei Dirndeln lehnten sich dagegen auf. Die erste war das Buchner-Liesel und die zweite die Freundin, die frische Kanni. Das Liesel war ein sanftes, liebes Mädel, fromm und gläubig aus tiefinnerstem Herzen. Sie erschrak förmlich, als sie hörte, um was es sich handelte. Die Kanni war ihr von Herzen zugehen, denn als Nachbarin der waren sie ja mitkommen aufgewachsen. Sie nahm zwar an der Versammlung ein reges Interesse und murte innerlich auch schon lange über den heiligen Antoni, der nicht einmal mehr eine Hochzeit zuzugebracht, ihrer Freundin zu Liebe aber schweig.

„Aber Diandl“, sagte das Buchner-Liesel und faltete bittend die Hände, „aber Diandl, tat's so was nit. Die heiligen sein vom lieben Herrgott eing'legt und jedweder hat schon sein Ordr. Wenns auch dagegen aufstommt, so ist das Gottesleidigung.“

„Hör' auf, du Betnoden“, schrie die Wirts-Franzi. „Hör' auf, du best' so wie io den heiligen in ner Kirchen die Jesu von die Füß. Absehen thuan mit den Antor., und stellen das für den St. Martini an!“

„Daß i nit lach“, sagte die Weber-Luis; „daß i nit lach! Dös wer' der Rechte! Der Martini war a Soldat, mit dem täten mir schön a'froren sein!“

„Meint leicht, weil di dein Patronführer hat sich lassen“, bemerkte nun gütlich die Franz. „I' himm' für'n Martini.“

„Und i schlog' den St. Georg vor“, sagte nun die Weber-Luis. „Derfelb' war a Ritter und s'ht auf an Hof, da geht's g'schleuniger.“

Und sie drang mit diesem Antrag durch, wenn auch die Wirts-Franzi mit großer Engerie für den Martini eintrat. „Na, na, Diandl, lei nit hoffärtig sein, sell wär' g'habt. Der St. Martini ist a Soldat g'weest, der Georgi aber a Rittersmann und laugt höchstens für die noblen Leut“. Und nachher hat der Martini ja a Hof. Aber es half ihr nichts mehr. Den verammelten Dirndeln stand nun einmal der Rittersmann in die Augen und sie waren nicht mehr davon abzudringen.

Eine von den drei Störbermädlen sagte erötend: Nachher der Martini mit seinem halbeten Mantel, weil er den andern Teil dem halbnacketen Bettler g'schenkt hat, der schaut gar nit mehr gleich. Der Georgi glanzt wie die Sonnen, wenn d'n anschaut auf'n Hochalter.“

Die Wirts-Franzi sprang empört von dem Steine auf und schrie: „Na, dös werd's entere Wunder erleben, Gänf', dumme“, und drückte sich wütend in die Büsche.

Sie hatte sich bitter verrechnet. Sie meinte, wen ihr Antrag durchdringe, den St. Antoni ab- und den Martini dafür einzusetzen, werde sie ganz besonders angesehen sein beim neuen Patron.

Auch das Buchner-Liesel mit seiner Freundin, der Nachbar-Kanni, verließ den Platz. „I' will nimmer teilhaben an so ar himmelschreien den Sünd“. Den St. Antoni absetzen und dafür glei an Rittersmann aufstellen im golden Harnisch, ist a große Sünd“. Für uns Bauerleut' ist der heilige Antoni in seiner Lobenttaten g'rad' recht und gut g'na.“

war von jeher ausgemacht, daß immer nur eine Wittstellerin vor den Heiligen hintrete.

Die zwei Dirndeln hatten keine Ahnung, daß beide Herzchen für ein und denselben Burtschen schlugen, und zwar für den schmunzligen Wirts-John, den Hans, den einzigen Bruder der Wirts-Franzi. Sie hatten ihr Geheimnis immer in der Tiefe ihres Herzens verborgen und auch der Burtsche hatte keine Ahnung, daß er bei der Anna nur anzuklopfen brauchte, der schmunzligen, fröhlichen Anna, die ihm lang schon in die Augen schau. Die Geschichte zusammenzubringen wäre Sache des heiligen Antoni, der nun seine Kunst zu zeigen Gelegenheit haben sollte.

Das fromme Buchner-Liesel trat als erste in die Kirche, um ihr Anliegen vorzutragen. Mit gesenkten Augen schritt sie vor bis zum Altar und kniete mit gefalteten Händen an der untersten Stufen nieder.

„O du lieber, heiliger Antoni, geh' schau“, sei nit zornig, daß de Diandl jetzt gar die Vermessenheit haben und wollen di abgeben. Du wirst ja wissen, warum du letzter Hand nit mehr a Hochzeit g'schmiedet hast, mei' lieber Heiliger, leicht hat dir der Gott selber den Auftrag geben und hat g'meint, du sollst uns a Weil z'appeln lassen, weil mir zu wenig fromm sein tun.“

„I' laß' den St. Martini und den St. Georgi ganz gewiß ihre Ehr' und Beerdung, sicher laß' is, aber für's Verlorene bist du der rechte Patron. Hast mi' erst vergangene Wochen mit Schand' vingen lassen im Heu. I' halt' lo zu dir, St. Antoni, und verhoff', daß du mein festes Vertrauen belohnst.“

„Des Heilige im Himmel weist ja so wie io alles und zwoegen dem brau' i mi ja nit z' schamen, wenn i offen und frei herausag, mei brennend Herz hab' i verloren, und recht innig und recht schön bitten tu' ich di, laß' es den Hans finden. Er soll's mir ja nit zurückgeben! Behalten soll er's für sein ganzes Leben, und i werd' es ihm lohnen mit Lieb', Treu' und Anbänglichleit.“

„Und weil i g'rad' sieh, heiliger Antoni, daß d' schon fast abg'schauen aussehnen tußt, so gelob' i dir, i laß' di' ganz neu anstreichen, wenn du's machst, daß der Hans mein Herz behaltet. Ganz junckelagelene. A schöne braune Kutten, rote Wangeln und blaue Augen und der Heiligenschein frisch vergoldet.“

Lang betete das Mädchen noch am Altare des heiligen Antonius, dessen von der Zeit und vom Staub etwas arg mitgenommene Statue zwischen zwei mit künstlichen Blumen gefüllten hölzernen Vasen stand.

Vor der Kapelle sah indessen Anna, die Hände in den Schoß gefaltet, und schaute hinab in das Tal. Auch sie dachte an den Hans und nahm sich vor, recht innig zum heiligen Antoni zu beten, daß er ihr den Herzenswunsch erfülle.

Da auf einmal legten sich ihr von hinten zwei Hände fest auf die Augen und sie hörte die übliche Frage künden:

„Diandl, i leg' dir die Hand' auf die Augen, i möcht' jegeren wachhaft' schau'n, Lo d' den rechten Namen eröckst, Trefft'n n, werd' die a'wackel' aufsticht.“

Des Dirndls ganze Gedanken waren ja bei dem heimlich Geliebten und unwillkürlich sagte sie jetzt: „Der Wirts-Hans ist's“. Da hob ihr der Burtsche lachend das Köpfchen in die Höhe und drückte ihr einen Kuß auf die frische Lippen.

Hans hatte heimlich der Dirndelversammlung am schattigen Weiher beigezogen und mit großem Gaudium den Verhandlungen gelauscht. Er hatte auch bemerkt, wie sich die Anna und das Buchner-Liesel entferten und sich gewissermaßen als Sühnen zum heiligen Antoni unter den drei Tannen verlobten. Wie er wußte, liebte er die lebensfrische Anna schon lange, hatte aber nie die rechte Gelegenheit gefunden, sich mit ihr auszusprechen. Er nahm sich vor, die zwei Dirndeln auf dem Wege abzuwischen und günstiger hätte er es nicht treffen können, als io.

Innig umschlungen saßen die Beiden neben einander auf der Bank, als das Liesel unter die Türe der Kapelle trat und erschrocken die gefalteten Hände an ihr Herz preßte.

„Schau, Anna“, sagte Hans, „i hab' die so lieb, so gern, daß wenn i di nit bekommen wär', abg'wollt wär' i, wie a Waldbaum, den ma in an fremden Garten pflanzt.“

„Und i hab' di gern“, sagte Anna und schlang ihre Arme um seinen Nacken, „i hab' di gern, so was kann ma mit Wort' gar nit sagen.“

Ein langer Kuß besiegelte dieses Gesändnis.

Das arme Buchner-Liesel aber schwante zum Altar und sank, bitterlich weinend, in die Knie. „St. Antoni, was hast du jetzt ang'richtet! O, St. Antoni, warum hast mir das anton für mei' großes Vertrauen!“

Ginsterlein.

Erzählung von Hans Kägi, Zürich.

Draußen dunkelt der Abend. Dünne Schatten trieben, schwimmen und schweben durch die Stube, die Bilder an den Wänden treten langsam hinter einen fahlen Schleier zurück und verblasen. Es ist die Stunde, wo der Tag sein Fest feiert. Die Ruhe sitzt bei uns. Zwischen den Händen meiner Schwester liegt ein blumiges Büchlein. Anne lehnt sich schweigend an das Fenster. Sie hört vielleicht einen herblichen Windzug schwach an den Scheiben vorüberwehen. Vielleicht erzählt ihr sein müdes Lied einen leisen Abendtraum.

Da poltert der Bruder Fredel durch die Türe, zerreiht die Stille und schreut die Träume weg. „Du, der Ginsterlein ist gestorben; jetzt haben wir keinen Ginsterlein mehr!“ Er sagte es im schalkhaften, unschuldigen Bubentum und lächelt leise, den Eindruck prüfend, den seine Gassenbottschaft löst. Sie ist ein Schlag. Aber Fredel versteht es nicht. Den Waben, denen löse Streiche die Wangen malen und die Augen glänzig wachsen lassen, soll man eine laute Unvorsichtigkeit nicht trumm nehmen. Er lächelt deshalb immer noch. „Vorhin ist er gestorben, der Ginsterlein!“

Anne schweiget. Ihr Blick wandelt in das Jwielicht des alternden Herbstabends. Ihre Gedanken gehen traurig hinten her; selbender mit dem meinen durch eine lange, breite, neblige Straße. Vor einem sorgsam gehegten Hausgärtchen stehen sie, treten auf die Begehspitzen, sehen über eine Flucht absterbender Rosen und Dahlien und zwischen Leinenvorhängen in eine stille Kammer. Im finsternen Schreine schläft der alte Ginsterlein. Weiße Lider liegen über den gültigen Augen, das Nimmlein einer Ampel spielt zitternd, und sein dünnes Licht liegt blaß auf der wachsernen Stirn, auf welcher die Ruhe alle Gramsalten geschichtet hat.

Vor langen Jahren lagen an der lauten Straße der Stadt zwei Buchhandlungen. Die Mainersche und die Ginsterlein. In der Mainerschen noch es nach algermanischer Bereisamkeit und ennetheinischem Bücherfach. Dazwischen schwirrte ein nervöser Kommissar und eine schneidige Bedienung an den starren Regalmauern vorbei. Bei Ginsterlein: ein heimlich verstaubter Ladenstisch, ein verschlossener Wandschrank, zwei lädenhafte Regale und dazwischen das träumerische Männchen, dessen Name unbekannt war, und von der Schuljugend liebevoll und peinlich zur Anrede „Herr Ginsterlein“ gedeutet wurde.

Deswegen und wegen der Freundlichkeit des Buchhändlers verließen sich die jungen Leute anhänglich in den gemüthlichen Winkel. Ueberdies geschah es zu gewissen Stunden, daß die Besucher seines Ladens Zeugen seltsamer Zwiegespräche wurden, die der Alte mit seinen Büchern führte. Man spürte, daß der Buchhändler seine Bücher achtete, liebte und sorgfältig mit ihnen umging. Vor allem mit den Büchern des verschlossenen Wandschrankes, aus dem wohl jahrelang dieselben gödigen Lettern über und neben den ebenfalls schimmernden Augen Ginsterleins blinzelten. Man konnte wahrnehmen, daß diese Bücher unter sich eine Gemeinschaft hatten, und, wohlgeordnet, etwas auf eine treue ehrenwürdige Nachbarschaft hielten. Nie mißte sich ein Neuling dazwischen, nie achtete man eine Rude oder eine Umstellung dieser Gemeinschaft hinter Glas.

Nicht wahr, die Jugend hat überall Einfälle, von denen niemand weiß, wann sie geboren und Gemeingut der Kameraden geworden sind! Im Zeichen eines solchen Einfalles trieben wir eines Tages eine flote Einnahme durch Ginsterleins Rasenspalz. Jrgendwoher wehte die Idee, war da, jubelnd besetzt und unüberzählig verwirklicht. Gemeinlich lehrte die Klasse 3a in Ginsterleins Buchladen ein. Jeder legte seine Bartschaft auf den Korpus und begehrte ausdrücklich ein Buch aus dem Wandschrank. Dreimal lief der unglückliche Ginsterlein nach dem Magazin und leuchte mit Büchern daher. Aber es war nichts zu machen. Wir waren in Uebermacht

und besiegten ihn, bis zur Schlüsselübergabe zu seinem Wandschrank.

Wir zitterten vor Freude, denn es lag wirklich „etwas“ dahinter. Mit zauderender Hand schloß Ginsterlein den Schrank auf, zapfte in den grauroten Barthaaren, strich den Angstschweiß von der Stirne und fuhr hierauf verwirrt über die Gosschnitts der Bücher. Dann sagte er wieder mit zögernder Stimme: er bedauere, die Bücher wären nicht vorrätig. Vielleicht, daß sein Kollege Mainier damit dienen könne.

„Stumpfsinn, mit dem Mainier verkehren die Schüler der 3a nicht, Herr Ginsterlein; entweder Sie bedienen uns, oder zwingen uns zum Klassenboykott Ihrer Buchhandlung.“ Also beharrte unser Leitbammel. „Gebiegen, einfach, glatt!“ rollten wir nach. „Herr Ginsterlein, denken Sie doch auch, wozu das führen würde, wenn Sie uns das Vergnügen nicht machen wollten. Mich des Freundschaftsbandes, so kurz vor Semesterabschluss; Bruch der Kameradschaft auf ewige Zeiten! Sie haben ja das Verlangte in Reich und Glüd da drin, darum raus damit! Oder! — Nein, sehen Sie, ich weiß wohl, Sie sind kein Spielverderber, umso weniger, wo es sich um eine besondere Freude handelt. Wir würden nämlich unserm Tischgesprächprofessor ein Schlugeschicht bedingieren, der hat eine wahre Leidenschaft für Keller, Meyer, Heibel, und eben — den Iblen, den hat er auch fürs Leben gern. Zwar auch den Schiller und Goethe verachtet er fast. Aber wissen Sie, mit dem Heron-Kram allein tritt die Klasse 3a niemals vor Signor „Siff“. Wir würden uns doch gewissermaßen blamieren. Wollen Sie das? Nein, eben nicht, aber eine Freude möchten Sie uns gönnen, Herr Ginsterlein!“

Wiederum eine Weile „gediegen“. Man war einfach boff, woher der Hammel seine Lügen rief. Denn sicher hätte doch dem alten Ginsterlein bekannt sein können, wie unserm Signor „Siff“ ein „Zuger“ oder „Schieber“ Jock weit mehr am Herzen lag, als neue deutsche Bücher.

Gleichwohl machte Hammels Firsprache Eindruck; und obgleich zudem Herr Ginsterlein von seinen Fingern hätte zählen können, wie bald wir unserer Stadt Valet sagten, und vielleicht keiner von uns je wieder seine Bücherei besuchen würde, so ließ er doch die Linte nicht wissen, was die Rechte tat. Mit ergebener, trauriger Geste entbot er den Regalen ein Buch ums andere, wickelte es sorgfältig in Papier, würdigte unser Geld kaum, sondern strich es nachsinnend durch den Spalt und sah dabei schmerzlich, wie wir mit verschmittem Lächeln Band um Band in den Rucksäcken verpackten.

Wie ich damals den alten Ginsterlein beobachtete, stieg mir unwillkürlich ein Gedanke an den Feldbarbier derer von St. Jakob an der Wirt auf.

Bald nachher verzogen wir uns auf ein paar flotte Jahre ins Studentleben. Ginsterleins Name waltete in meiner Erinnerung. Was ich gelegentlich von ihm hörte, war erschütternd. Seine Bücherei kam eines Frühlings unter den Hammer, und ihr Verlost griff den Alten mit Anankeit und Einfall so heftig an, daß er in eine leichte Schwermut versank.

In manchen Briefen an meine Leute dabeiem sorgte ich teilnehmend über den Zustand des Buchhändlers, und vernahm, daß Ginsterlein durch bloße Gutmütigkeit um seine Habe gekommen sei. Wenn er irgendwo helfen konnte, so ließ er sein Geld willig springen. Ginsterlein, der Junggeselle, tat überall Gutes, und tat es in solchem Ueberfluß, daß jedermann, der sein Gewissen schon zu Markte getragen hatte, an ihm herumbettelte, bis er etwas weggehohlet und den gebührenden Alten zum Karren gehalten hatte. Das führte so weit, bis jeder Glasbengel, der ihm in die Quere lief, seine schmutzige Hand hinhielt und vor ihm schwanzelte: „Herr Ginsterlein, bitte einen Fünfer, bitte einen Bagen, bitte ein Fränklein, bitte, bitte, Herr Ginsterlein, Herr Ginsterlein!“

Schließlich begleitete ihn ein ganzer Schwarm Spotttreibender mit Ruf und Speichelleiderei und pochte an das allgütige Herz des gedrohenen Mannes.

Als sein Inventar liquidiert war, verfiel Ginsterlein in ein stumpfes Hinbrüten, das ihn zu Boden zwangte. Als gequälter Mann wurde er in seinen alten Tagen noch Verwaltungsgeliebte, und ergab sich allenthalben der Hoffnung und dem Glauben auf ein baldiges Scheiden.

Doch das Schicksal ist meist gerechter, als man in finsternen Stunden denkt. Ginsterlein verlor seine einzige Verwandte, eine betagte Par-

tikularin, und erhielt von ihr ein bescheidenes Vermögen, und ein stilles, hypothekenseres Landhäuschen.

Zwar trieb seine Gutmütigkeit fortan keine wilden Schosse mehr, denn er sparte mit der Hinterlassenschaft, als sollte er der Seligen jederzeit Rechnung ablegen. Dafür ließ er die Zinsen unverbrucht, zeigte damit an sich und ließ sie hin und wieder in die Hände eines Notleidenden rollen. Ja, selbst was er mühselig außer den Kofen in dem kleinen Hausgarten zög, ernteten ihm die Armenhäuser weg.

Zugelang noch ging er an den Rosenbuden hin und her, sah sie spritzen, betupfte ihre zarten Blätter, sah sie rot, gelb und wieder blässer werden und ließ seinen Kopf mit ihnen sich zur kühlen Erde neigen.

Zu dieser Zeit hatte er noch einmal ein großes Verlangen nach seinen alten Schrankbüchern. Es gab Regentage, an denen er sich hundertmal überlegte, ob er diese Freude nicht noch einmal in sein Stübchen einladen und gar bei sich behalten dürfte. Hundertundeinmal aber wehrte sich das gebredungliche Herz, das wegen des Rückkaufes der Bücher viele seiner Armen Hunger leiden mühten. Und weil er sich die Bücher nicht mehr anzuschaffen vermochte, so wuschte sie ihm mehr und mehr an Wert; und als ich ihn schließlich einmal an einem müßigen Abend traf, und wir auf unsere Jugendfreud zu sprechen kamen, da verkärten sich seine Augen in einem seltsamen Schimmer der Gier und Enttäufung. Am selben Abend ließ ich ihm meine paar Bände, auf die er so viel hielt, zutragen, und erlebte, daß Ginsterlein in später Nachtstunden nochmals sein schweres Herz voll Dant und zwei weite Augen voll Freudentränen zu uns herüberbrachte. Wir waren diese Besengungen Wespenfische, denn sie zeigten mir, daß unsere einst so übermäßig gefeierten Streiche grenzenlose Fehltreffer gewesen waren. Wir hatten den Alten um sein Glüd betrogen; aber — wie hätte damals geahnt, daß unter Ginsterleins Rasenspalz Einsamkeit im Leeren geniet hatte?

Es gibt nun kein Entschuldigen mehr, denn Ginsterlein liegt schon erkalte im Schrein. Zu beiden Seiten der bleichen Strohlumblüthen Ähren und dürre Strohlumblüthen. Das Ampellicht fladert trüb und will brechen. Ein bishen freudiger Lärche ist doch wohl zünden. Vielleicht, daß es um Ginsterleins Seele im Himmel obden lichter stimmt. Auf Erden hatte er sich aus Nothe gewöhnt. Keine hat ihm helle Tage bereitet. Aber, was hätte er etwa dazu gesagt, wenn man den ersten besten Schlingel durch ein paar Brüggel verhängt hätte, weil er, hinter dem Alten hertrippelnd, wie gewohnt, gepöppelt hätte:

Ginsterlein, ich will schön danken, Ginsterlein, bloß einen Franken Ginsterlein hat keinen Bagen mehr, Ginsterleins Sach ist leicht und leer.“

Wir sind immer noch unser Drei im Zimmer. Die Schwester schlüpfet leise ans Klavier. Sie spielt. Ein Requiem. Fredel schaut, gegen das Fenster geendet, in die trüben Schatten der Stateten.

Wie Annes letzte Akkorde verklingen, dringt ein unfreundliches Windgespräch von draußen in die Stube. Dazwischen hören wir uns gegenseitig Atem schöpfen. Anne spielt wieder. Fredel zwängt seine Finger zwischen die Bahne, schluchzt auf und stürzt plötzlich auf mich zu. Ich habe meinen Bruder nie mehr weinen sehen, seit er in die Schule geht. Anne schlüft das Klavier, und ihre Hände glücken Fredels Haare über meine Knie. Wir ist eigen zumeist. Ich spüre Fredels Reiferwerden, spüre das Erwachen seiner Vernunft. Sein Herz ättert. Aber es ist kein Bubenberg mehr. „Bruder“, möchte ich ihm sagen. Es tut wohl, jemandem Bruder sagen zu dürfen, der wie ein Freund jedes nicht geprodene Wort versteht. „Fredel, wir werden künftig reifer miteinander werden müssen, Du, Anne und ich. Es ist schon dunkle Nacht. Aber es ist doch so hell. So hell, als fladerten drei Lichtlein ineinander. Woher? Aus drei Geschwisterherzen.“

— Schlemmer ei. „Was — die Gierings? Die leben sehr gut! Die haben nicht bloß in den Sonntagskleidern Fettsleden wie unfreier!“

— Der Fettkreute. Köchin: „Ich möchte bitten, mit ein Zeugnis für den Austritt zu schreiben.“

Professor: „Bitte, machen's das nur selbst, ich bin gewohnt, nur zu unterschreiben.“